

Rosa passt gut zu Regen

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Der Kauf einer Lederjacke
samt anschließender Erinnerungen

Ein reicher Mann schenkte meiner Tante in den 80er Jahren einen Pelzmantel. Er fand, sie habe ihn sich verdient. Meine Tante lebte mit jenem Mann, führte seinen Haushalt, lernte, mit Pferden umzugehen, weil der Reitsport nun mal dazu gehört. Zuletzt wohnte sie mit dem Geschäftsmann im Winter in Lugano und im Sommer in einer Kleinstadt im hessischen Bergland, wo es auch, der vielen dort ansässigen Millionäre wegen, einen Pelzladen gab. Meine Tante und der Lebensgefährte fuhren die paar Schritte im Mercedes Coupé. Überhaupt war der Auftritt genau kalkuliert. So erzählte es jedenfalls die Tante viele Jahre später. Sie habe sich die Fingernägel rot lackiert und hohe Schuhe habe sie sich angezogen, um zunächst den Hand-in-Pelz-Effekt und danach die Silhouette zu prüfen. Die Wahl habe sie schnell getroffen. Schwarzer Nerz, lang, die Ärmel weit ausgestellt. Der Lebensgefährte zahlte bar. Den ganzen Mantel auf einen Schlag, in Tausendern und ein paar Einhundert-Mark-Scheinen. Wie gesagt, es waren die 80er. Und so konnte es ja nicht bleiben.

Meine Tante hat mittlerweile längst versucht, den Mantel wieder los zu werden. Dreihundert Euro hat ihr der Pfandleiher dafür geboten. Sie hat traurig den Kopf geschüttelt und ist mit dem Mantel wieder nach Hause in ihre kleine Zwei-Zimmer-Wohnung in der Nähe eines Autobahnzubringers, an den Rand einer Großstadt in NRW gelaufen. Sie lachte als sie am Telefon darüber sprach. Denn ihren wahren Stil zeigte sie erst seit der Trennung vom dicken Millionär. Nie klagt sie, nie trauert sie den Südseereisen hinterher. Sie trägt jetzt Annoraks, Pullover aus Baumwolle, und nur hin und wieder und auch nur unter Einfluss von eins, zwei Alsterwasser schwärmt sie von indischen Nobelhotels und Dinergesellschaften in Afrika. Der Millionär hat inzwischen eine andere, eine reiche Frau geheiratet. Er ist alt geworden und allmählich scheinen ihm Kompromisse und eine gründliche Vorsorge für die Zeit als Pflegefall wohl angebracht. Meine Tante jedenfalls hat er nicht geheiratet. Nur ausgenutzt und ausstaffiert hat er sie, so dass sie eine gute Figur machte, wenn er sie mitnahm auf Weltreise, weil sie eben Englisch sprechen konnte und Französisch. Und er eben nicht.

Jeder Pelz weckt diese Erinnerung. Vielleicht daher meine Eile beim Durchqueren der entsprechenden Warenhausabteilung. Es riecht nach Niederlage und erkaufter Zufriedenheit. Selbst eine

Lederjacke erschien mir immer als ein Zeichen der Unterwerfung. 2003 änderte ich meine Meinung. Das war, als man sich für eine kurze Phase selbst als ICE-Passagier der zweiten Klasse die Zeit mit Anschauen von Spielfilmen vertreiben konnten. In diesem Fall konnte man Goldie Hawn dabei beobachten, wie sie in einer gut geschnitten Lederjacke allein an einer eleganten Hotelbar saß und Wodka trank. Man hörte das Leder knistern, sah den Wodka glitzern im eisgekühlten Glas. Ich wünschte, meine Tante hätte eine solche Jacke gekauft, und sich nicht bestechen lassen mit einem Mantel aus Nerz.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

»Die passt«, sagte ich, die Verkäuferin nickte zustimmend. Wahrscheinlich hat sie die Aussicht, einen Ladenhüter unter die Leute zu bringen, freundlich gestimmt. Es ist ja wahr: Blassrosa Lederjacken im Knitter-Lock sieht man nicht oft. Außerdem fehlte ein Knopf. Mir war es gleichgültig. Ich folgte der Verkäuferin an ein kleines Schreibpult, wo sie aus einer Schublade eine alte Blechdose nahm. »Meine private Knopfsammlung«, erklärte die Dame im blauen Kostüm. »Sie brauchen ja Gegenknöpfe, ohne die können sie das Problem nicht lösen.« – »Welches Problem?«, fragte ich, doch die Verkäuferin zählte bereits drei winzige, durchsichtige Kunststoffscheiben in ein Briefkuvert und bedauerte, dass man in großen Kaufhaus am Tauentzahn nicht mehr, »eben wie früher«, eine eigene Schneiderei für die Kunden finde. Dort hätte man die Jacke sofort zur Behandlung geben können. »Aber so.« Die Verkäuferin legte die Lederjacke vorsichtig über ihren linken Unterarm, und wir waren schon auf dem Weg zu einer der großen Etagenkassen als das Gespräch persönlicher wurde. Als gelernte Schneiderin, und Kirschnerin stellte sich meine Betreuerin vor, als eine der wenigen, echten Expertinnen, die dem Verkauf am Tauentzahn geblieben sind. »Wir sterben aus«, sagte sie, »wir sind denen da oben zu teuer.« –

»Aushilfskräfte ersetzen uns«, fuhr sie fort und lächelte fein. Es sei nicht anzunehmen, dass jemand von denen noch eine private Knopfsammlung führe, und viele dieser chronisch unterbezahlten Aushilfskräften würden ihre Kundinnen und deren Kleider eher betrachten wie ein sehr weit entferntes, schreckliches Schicksal. An dieser Stelle erinnerte sich die Starverkäuferin lieber ihrer Großmutter, die noch am Hof des deutschen Kaisers als Näherin beschäftigt gewesen sei. Und sie erwähnte »lange, ausführliche Kundengespräche«, russischen Zobel betreffend. Leise, sehr leise sei das vor sich gegangen, »wie alle wichtigen Geschäfte.« Damit legte die Verkäuferin die preisreduzierte Lederjacke vorsichtig auf die Theke der großen Kaufhauskasse und im Licht dieser Geste wirkte meine Neuanschaffung für einen kurzen Moment nachgerade kostbar.

Eine merkwürdige Sache, dieser Glanz. Manchmal erlischt er bereits kurz hinter der Ladentheke, auf der Rolltreppe hinunter zum Ausgang. Manchmal bleibt er, überlebt die erste Nacht im Kleiderschrank, das zweite, dritte Tragen. Eine Garantie gibt es nicht. Die Liste der eigenen Glückkäufe ist nämlich immer und grundsätzlich kurz. Man kennt sie mit Vornamen, die unvergesslichen Pullover, jene eine Hose, die einen so schönen Hintern machte wie nie zuvor und nie wieder danach. Es genügt

eine, okay, es genügen zwei Hände, um sie zu zählen. In Erinnerung, sagt meine Tante, sei ihr etwa ein rosafarbenes Halstuch, ein für drei Markt auf dem Münchner Oktoberfest 1958 an einer Bude erstandener Fetzen rauher Baumwolle. »Ungeheuer« sei sie sich damit vorgekommen, sagt meine Tante, die Ursula heißt, und zählt noch eine selbstgestrickte, rote Mütze aus Mohair zu den persönlichen Schätzen. Der Großvater hatte ihr das Mohairkappchen zu einem Weihnachten kurz nach dem Krieg geschenkt, und wie alle wertvollen Geschenke taucht auch dieses Wollknäuel in einer Geschichte wieder auf. An einem Herbsttag waren Großvater und Urselchen auf einer Landstraße zwischen dem amerikanischen und dem russischen Sektor unterwegs. Zwischen dem letzten Haus des einen und dem ersten Haus des nächsten Dorfes verlief die Grenze, bewacht von Soldaten. Der Großvater, verbotenerweise im Besitz von zwei verschiedenen Pässen, war also mit dem Kind gerade auf dem Weg von den östlichen Familienmitgliedern zu denen im Westen, als sich die russische Patrouille nicht an die üblichen Kontrollabstände hielt. »Noch nicht einmal die Zeiten können sie einhalten!«, fluchte der Großvater und sprang mit seiner Enkeltochter in den Graben links des Weges. Sein Blick traf das rote Mohairbüschel, und schon riss der Arm das Mützchen herunter. »Kommunistenfarbe!«, schimpfte er. Urselchen bekam die Mütze nie wieder zu Gesicht.

Die Sehnsucht datiert vor dem Geld, vor dem Kaufen, den Preisschildern. Meine Mutter träumte als Kind davon, einmal den Inhalt einer Dose Aprikosen ganz allein zu essen. Sie träumte von einem Kleid, das nicht kratzt. Zwölfjährig, sammelte mein Vater als Flüchtlingsjunge für einen Bauer zehn Eimer Kartoffeln, um in den Besitz eines weißen Tennisballes zu gelangen. Keine viertel Stunde dauerte das Glück, dann war die weiße Filzkugel, eingesetzt zum Fußballspiel, auf immer in einer Hecke verschwunden.

Eigentlich hatte ich den fehlenden Knopf ignorieren wollen. Doch was an einer Bluse vielleicht als charmante Nachlässigkeit funktioniert, wirkt an einer Jacke ungefähr so raffiniert wie ein fehlender Schneidezahn. Ich gab dem Druck des Spiegelbildes nach, und im berühmtesten Knopf-Laden Berlins suchte mir der Verkäufer, eine in Jeans und T-Shirt verkleidete Diva, auch sehr schöne Knöpfe aus. Die Schneiderin, wenige Straßen weiter, nickte anerkennend. »Gute Knöpfe«, sagte sie, zur Jacke sagte sie nichts. Bloß dass sie sehr empfindlich sei, und dass sie, die Schneidermeisterin, sich für jeden einzelnen Knopf die Hände neu werde waschen müssen. Sie grinste, zog an ihrer Zigarette. In einer Woche könnte ich die Jacke wieder haben, sagte sie. »Neu«, dachte ich, »ist die Jacke dann nicht mehr.«

Als ob es darauf ankäme. Aber das tut es wohl. Fabrikneu mussten die Sachen nämlich sein. Verpackt in Kartons, eingeschweißt in Plastik. Uwe, mein ehemaliger Nachbar hätte sich wundern müssen. Nur Misstrauen war Uwes Sache nie, und als einer der besten Kfz-Mechaniker der Gegend verdiente er auch genug, um sich erst mal keine Sorgen zu machen über das Bisschen Spielzeug. Er liebte seine Frau, und die saß im Wohnzimmer vor dem Computer, mit drei kleinen Kindern und einem großen Appetit auf den Lieferservice. »Ein Mausklick genügt«, wie man so sagt. Im

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

Frühjahr waren alle Mittel erschöpft, und Uwe hockte nachts zwischen unbenutzten Küchengeräten und altem Werkzeug in der Garage. Das Auto musste draußen schlafen. Uwe trank heulend sein Bier. Im Frühjahr zog die Frau schließlich aus, es gab nichts mehr zu holen. Uwe meldete die Insolvenz. Das Haus konnte er gerade noch retten, und mit den Schulden müsste er in knapp fünfzehn Jahren fertig sein. Leer ist es zuhause, »einsam«, sagte Uwe als ich ihn vergangene Woche vor dem alten Edeka traf. Er stand am offenen Eingang, im weiß gerippten Unterhemd, was er sich, nebenbei bemerkt, figürlich unbedingt leisten kann. Er wolle sich eine Katze kaufen, sagte Uwe: »Damit jemand da, ist wenn ich von der Nachtschicht heimkomme.«

Das alte Edeka ist heute ein Getränkemarkt. Früher konnte man dort alles kaufen. Erste Monatshygieneartikel, Jugendzeitschriften, Hefte für die Schule. Heute ist es ein leerer Ort. Niemand lässt dort mehr sein Fahrrad lässig zu Boden fallen, und die Kinder können hier kein Eis mehr kaufen, geschweige denn anschreiben lassen. Vor dem neuen Edeka am Rande eines riesigen Parkplatzes, gleich neben Aldi und Lidl und in Sichtweite der Tankstelle essen die Kinder nicht mehr besonders viel Eis, und sie rollen ihre Fahrräder auch nicht mehr mit den Fußspitzen zentimeterweise vor und zurück, so als hätten sie Zeit bis übermorgen.

Aus mir heute unerfindlichen Gründen wollte ich eine Latzhose, eine Jeanslatzhose, um genau zu sein. Ich muss den Irrtum geahnt haben, obwohl ich in der Pubertät war, und die Geschichte der Fehlkäufe damit eigentlich erst losging. Immerhin, ich wandte mich beschämt ab, als das Geld aus den Händen meiner Mutter in die Hände der Verkäuferin wechselte und ließ mir, schuldbewusst, noch eine weißen Bluse verpassen. Meine Mutter meinte, die Bluse könnte mich zumindest vor der völligen Entstellung retten. Man versteht vielleicht, warum ich nie echtes Vergnügen an dieser Hose hatte. Erfolgreicher war ich erst mit einem Paar senfgelber Wildlederstiefel. Auch sie fand meine Mutter »grauenhaft«, doch ich machte darin ein paar ganz hübsche Schritte auf dem Weg zum eigenen Ich.

Wo lag der Unterschied? Wo die Grenze zwischen Fehlkauf und Selbsterkenntnis? Was sieht man im Kaufhausspiegel und was nicht? Und bei Gott, jemand sollte diese arme Frau dort drüben vor der Umkleidekabine warnen! Blaue Seide ist keine gute Idee in Kombination mit Krampfadern, und die Verkäuferin lügt. Das Kleid ist nicht nur ein bisschen zu kurz. Ob aus Gewinnstreben oder müder Bequemlichkeit - ein Abraten ist nicht vorgesehen. Höchstens, dass einmal Pausen hörbar werden, dass sich Lücken auftun, winzige Schlupflöcher im reibungslosen Warenverkehr. Wer den Mut hat, kann sich durch sie hindurch ins Freie schlagen.

»Kann ich Ihnen helfen?« Damit ist es nun endgültig vorbei. Eine Verkäuferin in einem Geschäft für Damenoberbekleidung unterbrach, jene Frage auf den schmalen Lippen, jäh das Apportiergehabe einer Kundin. »Ich zeigen Ihnen gern alles«, sagte sie und zog einen riesigen Klamottenstapel aus den Armen der völlig entsetzten Frau. »Wir sind nicht irgendein Kaufhaus, in dem sie einfach so herumwühlen können«, musste sich die Kundin, eine

junge Dame um zwanzig anhören. Sofort verlor sie die Lust an ihrer Beute, man konnte es sehen.

Elisabeth Wagner,
freie Journalistin

www.elisabethwagner.net
mail@elisabethwagner.net
+49-160-9772 5591

In der bunten Warenwelt verlernen die Menschen, sich begehrt und schön zu fühlen. Das las ich vor ein paar Tagen in der Zeitung. Wir seien derart beschäftigt, ferne Bilder anzustarren, dass wir vergessen uns selbst und den Anderen aus der Nähe zu betrachten. Wir verpassen unser Begehren, wir verpassen Begegnungen, hören keine Geschichten. Außer wir kaufen Concealerstifte zum Abdecken von Hautunreinheiten. Eine blonde Kosmetikverkäuferin in einem schwarzen Hosenanzug führte mich einmal außerhalb der Hörweite des jugendlichen Geschäftsführers um dann, unter geflissentlicher Demonstration verschiedener Beigetöne, ein Gespräch über geheime Berufswünsche zu führen. Über erkaltete Beziehungen und eine überwundene Krebserkrankung. 24 Jahre war Constanze alt, als der Gynäkologe den Tumor, bald auch die Metastasen in ihrem Körper diagnostizierte. »Es war knapp«, sagt Constanze, heute 38jährig, und erzählt, während schräg gegenüber eine Kundin ihr Geld für die Cremes der laufenden Saison verzockt, vom Geheimnis nachgezogener Augenbrauen und den Schminkabenden auf der Onkologie.

»Hast Du Dir auch die Hände gewaschen?« Der Goldschmied soll beleidigt gewesen sein, als die Schneiderin ihn mit dieser Frage begrüßte. Um die zwei verbliebenen Metallknöpfe von der rosafarbenen Lederjacke zu entfernen, hatte er eine kleine Frese angesetzt und die Schneidermeisterin, die mit dem Goldschmied seit jeher befreundet ist, hat ihm fünf Euro dafür gegeben. Sie stand gedankenverloren vor einer in ein schwarzes Abendkleid gehüllten Kleiderpuppe und rauchte, als ich die Jacke abholen wollte. Ich musste ein zweites Mal an die Glasscheibe klopfen. Meine Jacke hing auf einem Bügel im kleinen Arbeitszimmer und sah aus wie man aussieht nach einer Operation. Blass und dünn geworden. Der Vergleich mit dem schwarzen Taft, den muschelförmigen Volants auf dem breiten und üppig ausgestaffierten Saum dieses alten, in die Jahre gekommenen Modellkleides fiel nicht eben vorteilhaft aus. Ich beschloss, sie trotzdem zu mögen. Eine saubere Plastiktüte hatte ich mitgebracht. Die Tüte war weiß und zeigte keinerlei Aufschrift. Auf dem Weg zur U-Bahn musste ich deshalb an einen Freund denken, der seine höchst akkuraten und mit schwarzer Tinte geschriebenen Briefe immer in derselben alten Papiertüte zur nächsten Poststelle trägt. Es beruhige ihn, sagt er, ihm komme dann alles nicht mehr so wichtig vor.

Nachtrag: Die Jacke macht sich. Ich trage sie fast täglich. Auch bei Regen, der gut zu rosa passt. Meine Tante hatte gestern am Telefon noch eine Geschichte für mich: Ihr Enkel, sagt sie, habe sich zum vierten Geburtstag eine Birne gewünscht. »Was für eine Birne?«, fragte meine Tante. »Eine gelbe, eine grüne?« – »Eine Birne für mein Nachtlicht«, antwortete der Enkel. Der Stiefvater verordnet strikte Dunkelheit, doch gegen die Angst hilft nur Licht. Und das kostete, in diesem Fall, 39 Cent.